

Ernst Zahn : zum 60. Geburtstag

Autor(en): **Spiero, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 9

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ernst Zahn.

Zum 60. Geburtstag (24. Januar 1927).

Von Dr. H. Spiero.

In seiner 86 Seiten starken Broschüre: „Ernst Zahn, das Werk und der Dichter“ widmet Heinrich Spiero (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927) dem fruchtbarsten schweizerischen Schriftsteller, dessen Schaffen sich immer noch in aufsteigender Linie bewegt, folgende Schlußbetrachtung:

Die zwanzig Bände gesammelter Werke von Ernst Zahn (die erste Reihe erschien 1910, die zweite 1925) umschließen noch nicht den ganzen Reichtum seiner Dichtung. Manches steht vereinzelt daneben, und die Erzählungen der letzten Jahre sind der Sammlung nicht eingegliedert. Neuere Novellenkreise, wie „Uralters Lied“ (1914), „Der sinkende Tag“ (1920), „Licht“ (1922) bezeugen in engerer Spiegelung die Mehrfältigkeit dieser Kunst. Wenn ihr der Humor versagt ist, so gewinnt Zahn doch mit zunehmenden Jahren die lebenswerte Fähigkeit eines humornahen, weisen Lächelns, wie in der reizenden Erzählung vom „Förderkorb“, die den zuletzt genannten Novellenband einleitet und ihm sogleich die Tonart verleiht.

In seinen Romanen verengt er allgemach Schauplatz und Personenkreis. Es ist dieselbe Flur, die gleiche Stadt, darin die Begebnisse sich abspielen, aber die zuständige Breite der „Clari-Marie“, des „Lukas Hochstraßer“, gar des „Albin Tndergand“, wird nicht mehr ausgeschraffiert, sondern mit wenigen Strichen und Farbentupfen hineinkomponiert. Insbesondere die Erzählung „Nacht“ (1917) ist wie in einer Kamera geschaffen und umschlossen, in die das Licht durch eine einzige Öffnung fällt, um so seine ganze Leucht- und Wärmekraft im kleinsten Raume fruchtbar zu entfalten. Hier sind drei alte Geschlechter mit dem Blutserbe langer Vergangenheit unter sich, und ohne besondere Unterstreichung empfinden wir die stärkste Reaktion dieser Menschen auf jeden Eindruck und jede Leidenschaft zugleich als ein Stück überkommener Gnade und Last. Diese Feinfühligkeit steigert sich in der Erbblindenden und Erbblindeten des Kreises zum Höchsten. Sie weiß den Gatten an die gesunde, jüngere Schwester hingleiten, und gegenseitiger Verzicht löst das Unheilsgewirr von dem überschatteten Hause. „Eine aber war blind und wußte mehr als andere,“ heißt es von Spes Tschurner, und

weiter, mit einem überzeugenden Bilde: „Sie kämpfte mit aller Macht gegen das Körper gewordene Lauschen, das in ihr war.“ In derselben, vom Ausmaß der Erzählung niemals überschrittenen Umgebung erleben wir dieser wenigen Menschen Anstieg, Höhepunkt und Vollendung. Die Versetzung der blinden Trägerin des Namens „Hoffnung“ in den Mittelpunkt gemahnt uns an die durch Dorn und Rosen verschränkte abseitige Zauberwelt einer mittelalterlichen Sage voll süßer Schwere und still getragener Tränenlast.

Das Motiv der Lösung des Dreiflängs zwischen einem Mann und zwei Frauen oder zwei Männern und einer Frau hatte schon in der „Gerechtigkeit der Marianne Denier“ stimmführend mitgewirkt, in der „Nacht“ war es nun zur alleinigen Leitmelodie geworden, und zwar in doppelter Fugierung: wie um den Gatten von Spes Tschurner zwei Frauen, standen um die jüngere Schwester zwei Männer. In „Lotte Eglingers Wille und Weg“ (1919), einem Werk der Zuflucht zu ewigem Menschenschicksal aus dem Ekel an der durch Krieg, „Frieden“ und die Revolution zertrümmerten Welt, steht noch einmal eine Frau zwischen zwei Männern. Spes war zart, überempfindlich, ein in vornehmer Abgeschlossenheit behutsam zu wahrendes Instrument; Lotte Eglinger, auch aus altem Geschlecht erwachsen, ist stark, lebensvoll, weltoffen, durch die Heirat mit einem ungeliebten Kaufherrn in das flutende Leben einer großen Stadt gestellt. Aber symbolhaft steht eine halbverratene Jugendliebe gerade dann in ihr auf, als sie mit ihren Kindern in der Abgelegenheit eines hoch über einem Städtchen gebauten Hauses weilt. Sie will hinaus. Die Leidenschaft drückt sie aus den bisher eingehaltenen Grenzen, aber sie findet den Rückweg, nicht um des Mannes, sondern um der Kinder willen, von denen ihr das eine unter der jähen Erschütterung seines bisherigen Lebensbildes zerbricht. Über allem steht bis zuletzt die Gestalt der Urgroßmutter, wieder einer Verwandten der Säckelmeisterin aus „Keine Brücke“.

Die leidenschaftliche Aufbäumung der Kinder gegen das Neue im Leben der Mutter, gegen deren jäh betontes Eigenrecht erinnert

ebenso an das Thema von Jens Peter Jacobsens „Frau Töns“ wie die Novelle „Im Hause des Witwers“ im „Sinkenden Tag“. Nur geht hier alles gedämpft zu Ende, es spricht nicht wiederaufbrechende heiße Leidenschaft, sondern hoffende Herbstwärme, die unter der zu spät als schuldhaft empfundenen Schucht der Kinder verlöschen muß. Auch in „Jonas Truttmann“ (1921) spielt die Verkettung der Frau zwischen zwei Männerherzen mit, doch liegt der Nachdruck diesmal auf der schlußgerechten, naturalistisch getreuen Herausmeißelung eines verkrüppelten Charakters; körperliche Verunstaltung, durch Lässigkeit der nächsten Verwandten hervorgerufen, drückt auf die Seele; sie wird vom Licht abgelenkt, in die gleißende Gier der Herrschucht und des Geldhungers verzogen und für den echten Laut der Liebe taub. Dennoch wird Jonas Truttmann kein einseitiges Schreckbild, sondern der Faden, womit auch er an das Göttliche gebunden ist, bleibt uns in dem Gespinnst seines armen Schicksals irgendwie bewußt.

Die volle Tragik des so oft erfaßten Dreiflanks offenbart Zahn in der „Frau Sixta“ (1925). Die Witwe, die hier, von später Liebe erfaßt, den viel jüngeren Mann geheiratet hat, erfährt Ähnliches wie die Frau des Liberi in dem Justina Rodenberg gewidmeten „Uralten Lied“; nur daß Liberi sein Herz gegenüber der Nichte fest in Klammern legt, während Sixtas Mann sich der jungen Stieftochter zu eigen gibt. Und nun zeigt wieder ein Vergleich Zahns persönliche und volkhaftige Sonderart. Ernst Wichert hat in seiner litauischen Geschichte „Mutter und Tochter“ denselben Gegenstand behandelt, aber getreu dem Gesetz einer allen Urinstinkten näheren, im Dumpfen wohnenden Menschenart, vergiftet die Frau das Mädchen und meint so den Mann für sich behalten zu können. Frau Sixta aus dem hellen, in der reinen Höhe des Passes unter den Firnen liegenden Bergland überwindet sich und führt selbst die beiden Jungen zusammen, daß sie sich jenseits des Meeres ein gemeinsames Heim zimmern. Auch von ihr geht eine Linie zu Lukas Hochstrazer hinüber. —

Leben ist reicher,
Tief und heiß
Und märchengleicher,
Als man es weiß,

lautet das Motto von Ernst Zahn 1923 erschienener „Blancheflur“, vielleicht dem erstaun-

lichsten seiner Bücher. Man durfte meinen, er habe den ganzen Umkreis seiner Kunst ausgeschritten — jetzt eroberte er noch einmal Neuland; denn diese wiederum ganz in sich bezogene Liebes- und Lebensgeschichte des alternen Frauenfreundes und Frauenverführers und der ihm zuletzt begegnenden reinen, hingebenen Mädchennatur ist mit einer Iyrischen Verzauberung erzählt wie das Troubadourmärchen längst vergangener Zeiten. Die den großen Schweizern sonst so leicht ablesbare Nähe romanischen Lebens tritt bei Zahn erst mit der „Blancheflur“ ins Bild und wird alljogleich als etwas Eigenes in den wundervollen Gang dieser Geschichte verschmolzen. Glühendes Begehren stillt und sättigt sich zu einem Leben und Tod überdauernden Einklang, späte Erkenntnis reinigt — nicht zu spät — schwelende Flamme, und mit allen Instrumenten gibt die Natur von Gebirg und Tal den sinn-erhöhenden Begleitakkord.

Ernst Zahn hat von den ersten Bergnobelen, von dem Roman jugendlicher Schreiblust über die großen Schweizerromane bis zur „Nacht“, zur „Frau Sixta“, zur „Blancheflur“ einen unwahrscheinlich weiten Weg durchmessen. Wandert man zu Fuß oder hinter dem Schellengeläut der Postpferde über eine der Hochstraßen seiner Heimat, so reiht sich ein gewohntes Bild an das andere; dann aber eröffnen sich Blicke in ungeahnte Taltiefen, zu überraschend aufsteigenden Berggipfeln, auf stille Seeflächen. Solche Straße ist ein Gleichnis seiner Kunst.

Ein zweites aber und in manchem Betracht nicht minderes ist der große Schweizer Gasthof an solchem Wege, nicht die Luxuskarawanserei, die den Fremden als ein Stück gewinnbringender Ware ansieht, sondern der wie mit breiten Armen einladende Hof, dem der Römmling ein Gast, der Fremde ein von Bürgersinn empfangener Mitbürger ist. Sie alle, „die da kommen und gehen“, sind dem Wirte, dem Bürger Ernst Zahn ein Stück liebenswerten Menschentums. Kaltes Absprechen, vernüchternde Satire sind ihm im tiefsten Wesen fremd. Menschenliebe, bei offenbarem Unglück sieghaft zupackend, bei verschwiegenem Leid mit scharfer Hand und zartem Wort stützend, zeichnet das Bild des Mannes, des Dichters. Nicht zufällig spricht hier im Gewande ganz anderen Stils aus dem Gastwirt dieselbe Herzensoffenheit für menschliches Geschick, wie aus den Gast-

wirtsföhnen Carl und Gerhart Hauptmann. Die Brüderlichkeit, das leuchtende Zeichen der dreisprachigen Eidgenossenschaft, adelt die Dichtung des Mannes, der einst nahe dem Rütli dem Landrat des Kantons Uri vorsatz. Wir haben heute keinen zweiten Erzähler, in dessen Werk uns so warm und wohl wird, dessen sicherer Führung wir so vertraut folgen, wie Ernst Bach. Von seinem religiösen Glauben erfahren wir, trotz den vielen Pfarrergestalten seiner Werke, nichts — dennoch haben wir das sichere Bewußtsein, er herge wie Musik so Religion „in ihm selbst“. Die männlich freie Erschei-

nung, die bürgerlich gehaltene Menschenwürde, die nichts überstürzende, alles mit weiser Hand ins Rechte stellende Liebesfähigkeit und Erlebnisfreudigkeit einer unpathetisch deutschen Natur binden Neigung, Zutrauen, Freundschaft seiner Leser, seiner Volksgenossen im deutschen Sprachgebiet an den Dichter aus der Schweizer Mark. Der volle Nachdruck unserer erwartenden Dankbarkeit prägt unseren Glückwunsch zum sechzigsten Geburtstag. Die Liebe, die Bahn uns abgemann, beschwingt unsere gewisse Hoffnung auf das Werk seiner künftigen Jahrzehnte.

's Mittagsschlöfli.

's Mittagässe=n=isch beändigt
Und der Vater wüschet sich's Muul,
Leit si Serviette zämme,
Streckt und reckt si, richtig fuul.
„Guet isch gfi!“, seit er zur Muetter,
Leert derbi de Käst im Glas —
„So, jetzt wämmer no chli leue,
's git nüt Schöner's doch, als das.“
Und er goht is ander Zimmer,
Sitzt in Lähnstuehl mit eme Schnuuf,
Grift zur neue Bürgerzifig
Und seht sini Brülle=n=uf.
Ifrig soht er a vo läse,
Doch 's goht nüd lang — eis, zweu, drü! —
Fallt de Chopf em schwär uf d' Site,
Und sis Blatt ruuscht em uf d' Chnü — —

D'Muetter lachet still und lislig,
's Töchterli macht e=r=es no —
Ihri Auge blinzled a sich:
„'s hät en scho, nei lueg au do!“
Mürlistill isch all's im Zimmer,
Nur 's Schwarzwälderührli tickt —
's Töchterli list i der Mappe,
D'Muetter fädlet i und flickt.
Blögli, z'mitts i=n=all die Stilli
— Zielbewußt und unverzagt —
Chunnt es Schnarache=n=usem Lähnstuehl,
Wie wänn eine Tannigs sagt —
D'Fraue hörtd uf mit Schaffe,
Si verthebid d'Ohre sich
Und di eintli meint zur andre:
„Aber nei — 's isch dänn au glich — —!“

Arthur Zimmermann.

Das Händchen.

Von Edgar Chappuis.

Seit dem frühen Morgen war er bei Sturm und Schnee auf den Beinen gewesen, aber alles umsonst. Es schien Hans Rohr, als sei heute, an diesem kalten Wintertage, alles gegen ihn im Bunde vereinigt, um ihn daran zu hindern, auch nur das Allernötigste zum kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.

Traurig blickte er auf seinen abgenutzten Hausiererkasten, der ihm am zerriebenen Lederriemen über die linke Schulter hing. Einige Schuhnestel sahen heraus und schienen bei dem Lichte der spärlichen Vorstadlaternen wie schwarze Schlanglein, die höhnisch um das zerlumpte Männlein züngelten.

Jetzt war es acht Uhr abends und aus allen Ecken flühten fast geräuschlos flinke Autos über das naßglänzende Straßenpflaster irgend einer der vielen Vergnügungsstätten zu, wo sich die Glücklichen dieser Erde, Abend für Abend, zu unterhalten pflegen. Hans sah durch spiegelnde Scheiben schöne pelzgeschmückte Damen, befrachtete Herren, sah Reichtum und Luxus an sich vorüberziehen, und dabei fror ihn jämmerlich in seinem zerchliffenen Anzug, der noch vom letzten Frühjahr stammte, wo ein wohlthätiger Herr ihn Hans geschenkt hatte. Der Magen knurrte, denn er war seit dem Morgen hungrig.

Wie kalt der Wind fauste, wie heißend die